

Amerikanische Riesenvermögen.

Das Armeeutstück ist ein reicher Zweig unserer Literatur; weniger gelungen ist sein Gegenteil. Die äußeren Formen des Reichtums, in denen die Kommerzianten und Villenbesitzer, die Salonhelden und Lebemänner unserer Romane und Dramen sich bewegen, zeigen nur, wie der arme Dichter sich den reichen Mann vorstellt. Ungleich spannender wirkt die Schilderung des Reichwerdens, die Entfaltung jener neuen Menschenart, der es gelang, märchenhafte Reichtümer aus dem Boden zu stampfen. Wir kennen diese Gattung in Europa fast nicht; man muß dafür nach Amerika, in „das Land der unbegrenzten Geldquellen“.

Das zweibändige Werk von Gustavus Myers¹: „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen“, gehört zwar nicht der schönen Literatur an, ist kein Roman, im Gegenteil, trocken und nüchtern — freilich mit einer sozialistischen Tendenz, die wir verurteilen — berichtet es nur feststehende Tatsachen; diese aber grenzen ans Phantastische, Romanhafte. Mit einem Gemisch von Staunen und Abscheu liest man die Berichte über die gleichsam aus dem Nichts entspringenden Reichtumsbildungen, über die erschreckende Gewissenlosigkeit geschäftlicher Machenschaften, die schonungslosen Kämpfe der Spekulantentriebe untereinander und gegen die Massen der Schwächeren. Wir sehen das vergangene Werden und gegenwärtige Wirken der Riesenvermögen, ihre Zusammenhänge mit der eigenartigen neuweltlichen Wirtschaftsentwicklung.

Die ersten amerikanischen Vermögen stammen aus der Niederlassungs- und Kolonialzeit. In deren Anfang war ganz Nordamerika noch ein unangebrochenes, weltabgeschiedenes Riesengebiet. Ungeheure Strecken — „von einem Meere bis zum andern“, heißt es oft in den Schenkungsurkunden — wurden damals an Günstlinge der Höfe und Regierungen und an Kolonialgesellschaften weggeschenkt. So erhält die „Londoner Gesellschaft“ das Recht, den Boden und die Ertragnisse Virginias in Besitz zu nehmen und seinen Herrschaftsbereich zu bevölkern. Schier unendliche Landstriche konnte auch jeder wagemutige oder verschlagene Privatmann für einen Pappensiel erwerben. Über die Kolonien hin werden so Herren des Bodens verstreut, die weite Territorialreiche besitzen, in denen sie eine Art Feudalherrschaft ausüben.

Kiliaen van Rensselaer, ein Amsterdamer Perlenhändler, ist einer der ersten Gründer einer großen Besitzung. 1630 kauften seine Agenten für ihn ein Gebiet am Westufer des Hudsons von den Indianern für „eine gewisse Menge Wolltuch, Äxte, Messer und Muschelschnüre“, mit andern Worten, 700 000 Morgen fast umsonst.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hielten sich die letzten der großen Besitzungen. Ein Nachkomme des ersten Rensselaer, Stephan van Rensselaer, war einer der letzten Patrone. Mit hochmütiger Bitterkeit hatte er noch den Aufstieg der Händler und Fabrikanten gesehen, welche die alte Feudalaristokratie in den Schatten stellten: die Zeit der Millionäre war gekommen, der Aufschwung der Handelsklasse.

¹ 1916 in deutscher Übersetzung erschienen bei S. Fischer, Berlin.

Die Landmagnaten und verbrieften Gesellschaften hatten den Kleinhändler und Kleinkaufmann lange niedergehalten. Der Feudalherr war zugleich der Hauptfabrikant und Haupthändler. Nur mit den Erzeugnissen seiner Grundherrschaft durften sie handeln, ihr Mehl nur auf seiner Mühle mahlen, Breiter nur in seiner Sägemühle und Schnaps nur in seiner Brennerei kaufen. Die Kaufleute griffen daher oft zu recht bedenklichen Mitteln des Gelberwerbs. Das Geld, das erworben war durch Verkauf von Rum und von wertvollen Pelzen, um die man die Indianer geprellt hatte, wurde zu entsetzlich drückenden Wucherzinsen an Handwerker und Arbeiter ausgeliehen. Konnten die Zinsen nicht bezahlt werden, so schloß der Geldverleiher ohne Gnade auf den Unglücklichen herab und fleckte sein Besitztum ein. Die größte und einträglichste Quelle des Reichtums im 18. Jahrhundert war der Fischfang und die Schifffahrt. Der Stockfisch als Wahrzeichen am Staatshause von Massachusetts ist eine Erinnerung an jene Tage. Entsprechend der unausgesetzten Nachfrage nach Schiffen kam das Gewerbe des Schiffbaues schnell empor. Die Revolution vernichtete zwar die koloniale Schifffahrt beinahe, jedoch nicht ganz. Das Kapern brachte vieles wieder ein. George Cabot aus Boston legte während der Revolution mit seinem Bruder auf 20 Kaperschiffen, deren jedes 16—20 Kanonen besaß, die Küsten entlang. Der ehemalige Küsterlehrling Israel Thornbrite „verdiente“ ebenfalls große Summen als Kommandant eines Kaperschiffes. „Erfolgreicher“ noch war Joseph Peabody. Seine „Taten“ als Kaperer sind schauerlich genug, um in den blutigsten Kriminalgeschichten Platz zu finden. Bald hatte er Geld genug, um nicht mehr selbst in See zu gehen. Schließlich hatte er 83 eigene Schiffe und beschäftigte 7000 Matrosen. Voller Staunen erzählten sich seine Zeitgenossen, er bezahle etwa 200 000 Dollars Staats-, Kreis- und Gemeindesteuern.

Die Aussicht, rasch blendende Reichthümer zu erraffen, verführte andere Kapitalisten, brüchige Schiffe auszusenden, in der Hoffnung, daß sie mit Glück und Geschicklichkeit die Reise schon überstehen und Vermögen heimbringen würden. Mannschaft auf Mannschaft wurde der rasenden Geldgier geopfert, aber man dachte sich nichts dabei.

Den Höhepunkt in der stolzen Reihe großer Vermögen zwischen 1800 und 1831 bezeichnet das Vermögen von Girard. Was er zusammenbrachte, wird auf 40 Millionen Dollars geschätzt. Jeden andern Kenner ließ er weit hinter sich, mit Ausnahme von Astor, der ihn um 17 Jahre überlebte und sein Vermögen auf das Doppelte brachte.

Pierre Girard wurde 1750 zu Bordeaux als ältester Sohn eines Kapitäns geboren. Einäugig, als häßliche Ente in der Familie vom Vater vernachlässigt und von der reizbaren Stiefmutter mißhandelt, wurde er ein mürrischer und verschlossener Knabe. Mit 14 Jahren entzog er sich den Quälereien der Familie und ging zur See. Vom Schiffsjungen steigt er rasch zum Kapitän eines Handelsschiffes auf. Durch heimliche Frachten auf eigene Rechnung macht er bedeutenden Profit. 1776, auf einer Reise nach einem kanadischen Hafen, erfährt er, daß Krieg sei. Da eilt er nach Philadelphia, verkauft Schiff und Ladung, die ihm nur zum Teil gehörte, und gründet einen Wein- und Kramladen. Er wird

schnell reich, verheiratet sich mit einem Dienstmädchen von großer Schönheit. Das unglückliche Weib verkümmert an der Seite ihres knauserigen und herrschsüchtigen Ehemannes und stirbt später in geistiger Umnachtung. 1780 wird Girard wieder Keder. Seine Schiffe fahren auch nach San Domingo. Beim Negeraufstand daselbst hat er zwei Schiffe in einem Hafen der Insel liegen. Beim ersten Anzeichen der Gefahr bringen mehrere Pflanzler ihre Habseligkeiten auf diese Schiffe und kehren noch einmal in ihre Wohnungen zurück; sie kommen aber nicht wieder; offenbar waren sie ein Opfer des Aufstandes geworden. Die Schiffe gehen nach Philadelphia. Girard kündigt andauernd (in den Zeitungen) an, die Eigentümer der Sachen möchten sich melden. Da sich natürlich niemand meldete, verkauft er die Waren und legt das Geld, 50 000 Dollars, auf sein eigenes Bankkonto. „Das war eine große Hilfe für ihn“, sagt einer seiner Biographen. Er fängt nun an, eigene Schiffe zu bauen. Bezeichnend für den Freigeist benennt er sie „Voltaire“, „Rousseau“, „Helvetius“, „Montesquieu“. Am Handel mit China und Westindien gewinnt er unheimlich. Dann eröffnet er die Girard-Bank. Was sich seinen Finanzplänen in den Weg stellt, wird vernichtet; er wird zum Beherrscher des gesamten Geldmarktes der Vereinigten Staaten. Trotzdem erhält kein Angestellter jemals ein Geschenk für treue Dienste; Unterstützungsgesuche läßt er unbeantwortet.

Später lebt Girard als einsamer Greis, verfolgt von der Verachtung aller. Sein großer Reichtum bringt ihm keinerlei Bequemlichkeit; in dürftiger und schmutziger Umgebung lebt der mürrische Geizhals und vertieft sich in die Werke von Voltaire, Diderot, Paine und Rousseau, die täglich seinen Religionshaß nähren. Selbst als er, achtzigjährig, mit zerquetschtem Gesicht und ohne Augenlicht dalag — er war von einem Lastwagen überfahren worden —, flammte sein vulkanischer Geist ungebrochen bis zum Tode. Während seines ganzen Lebens hatte das Mitleid keinen Platz in seinem Herzen. Wie groß war darum das Staunen der Welt, als im Dezember 1831 sein Testament geöffnet wurde! Alle seine Verwandten und Diener waren bedacht. 6 Millionen Dollars dienen zur Errichtung und Ausstattung eines Waisengymnasiums, des Girard-Kollegs. Aber nach dem letzten Willen des Stifters darf kein Geistlicher irgendeines Bekenntnisses die Anstalt betreten, nicht einmal zur Befichtigung. Nun erhob sich ein allgemeines Staunen und Lobpreisen. Der tote Girard wurde beweihräuchert als der größte Wohltäter des Jahrhunderts. Nur wenige wagten es, schüchtern einzuwenden, daß Girards Geschäftsmethoden Witwen, Waisen und Arme in Menge geschaffen hätten, und es nicht mehr als billig sei, wenn er für die Witwen und Waisen sorge.

Bald stellte der Reichtum des städtischen Grundbesitzes die Millionäre der Handelsklasse in den Schatten. Als Beispiel für den auf städtischen Grundbesitz aufgebauten Reichtum dient das Astor-Vermögen. Es wird jetzt auf 450 Millionen Dollars geschätzt. Der Begründer des Astor-Vermögens ist der aus Waldorf in Hessen stammende Jakob Astor, geboren 1763. Zwanzigjährig, wandert er über London, wo sein Bruder in einem Musikinstrumentengeschäft tätig ist, nach Amerika aus. „Mit einem guten Sonntagsanzug, sieben Fäden und

etwa 100 Mark" kommt er an. Zunächst geht er in Neuport als Bäckerlehrling mit Kuchen haufieren. Dann macht er sich selbständig und treibt Pelzhandel. Für ein paar Rumflaschen, für allerlei Tand und Flitterzeug betrügt er die Indianer um die wertvollsten Pelze. Durch seine bescheidene, fast knickerige Lebensführung weiß er seine Umgebung über seine Gelder und seine Pläne zu täuschen zu einer Zeit, als er schon eine Viertelmillion Dollars besaß, ein großes Vermögen in einer Zeit, wo eine gut lebende Familie mit 750—800 Dollars im Jahre auskam. Er gründete dann die „Amerikanische Pelzgesellschaft“, die eigentlich nur er selbst war. In grausamer, geradezu haarsträubender Art werden die Indianer am Missouri ausgebeutet. Man berauscht sie mit Whisky und beschwindelt sie dann um Pelze und Land. Schließlich legen sich Beamte der Regierung ins Mittel; vergebens! Astor hat unter den Regierungsbehörden seine bezahlten Agenten. Zudem begehen auch die indianischen Agenten der Vereinigten Staaten ungeheures Unrecht an den Indianern. Ihr wertvolles Ackerland, ihr Kuchholz, ihre Minenschätze werden den Ärmsten so gut wie für nichts abgeschwakt. Nur zwei Cents kostet die Regierung durchschnittlich ein Morgen Land. Zwei Cents für den Morgen! so steht es da.

Inzwischen machte Astor sich zum größten städtischen Grundbesitzer im Lande. Im Pelzlande ging der Tod Schritt für Schritt neben Astors sich häufenden Reichtümern her; im Osten ebenso, nur in jener langsamen, lauernden Art, die aus Mangel, Elend, Krankheit und Siechtum entspringt. Der Weg geht über verarmte Familien, verschwenderische Söhne, Hypotheken und Subhastationen. Parzellen, die er für 200—300 Dollars kaufte, sind jetzt eng mit Geschäftshäusern besetzt, von denen jedes 300 000—400 000 Dollars wert ist. Es beginnt mit Astor jene Eroberungsperiode, in der die ganz Reichen ihre größeren Kapitalien gebrauchen, um die weniger Reichen zu vernichten; ihre Blüte erreichte sie in den letzten Jahrzehnten.

Im Jahre 1847 war Astor der reichste Mann in Amerika. Man schätzte damals sein Vermögen auf 20 Millionen Dollars. Es war ein Gegenstand scheuer Bewunderung für alle, die nach Reichtümern jagten. Die letzten Jahre dieses Großherrs des Reichtums spielten sich ab in einer Umgebung von Luxus, Beweihräucherung und Macht. Siech und kraftlos, so gebrechlich, daß nur noch Ammenmilch ihn am Leben hält und er in einer Woldecke geschüttelt werden muß, damit er Bewegung bekommt, bewahrt er immer noch die Fähigkeit, jeden Rückstand seiner Mieten genau zu überwachen. Bis zum letzten Augenblick ist sein Geist mit den erbärmlichen Dingen beschäftigt, woraus er sich eine Religion gemacht hatte. Mit einem Blick voll strahlenden Entzückens auf die lange Liste seiner Besitzungen schied er dahin. Die Hauptmasse seines Vermögens fiel seinem Sohne William Astor zu. Das einzige Legat für öffentliche Zwecke waren 400 000 Dollars zur Gründung der Astor-Bibliothek; dafür allein bewahrt man ihm das Andenken eines Philanthropen.

William Astor gefiel sich darin, schäbig und schlecht gekleidet umherzugehen, als wollte er sagen, ein Mensch von solchem Vermögen habe das Vorrecht, sich um die Rücksichten gegenüber der Gesellschaft nicht zu kümmern. Erwerbs-

trieb war auch sein ausgesprochenster Charakterzug. Er war düster, einsiedlerisch, verabscheute die Bettler. Er befolgte in jeder Hinsicht die Methoden seines Vaters weiter. Sein Reichtum wuchs ins Riesenhafte. Erwähnt sei, daß ein Urenkel des Gründers der Familie 1912 ein Opfer der „Titanic“ wurde. Der ihm zukommende Teil des Astor-Vermögens betrug 100 Millionen Dollars.

Fast gleichzeitig mit den Astors kommen die Goelet, die Rhinlander, die Schermerhorn, Longworth, Field und Leiter in die Höhe, die alle „nach den üblichen Methoden des Tages“ ihr Geschäft betrieben, deren Lebensbahn in fast parallelen Geleisen lief.

Es möchte scheinen, daß eine Steigerung des Vermögenserwerbes nicht mehr möglich wäre. Und doch ist es ein langsames, fast kriechendes Tempo, in dem wir die Grundherren, die Reeder und Händler, die Inhaber städtischen Grundbesitzes zu Reichtum gelangen sahen, wenn wir es vergleichen mit der Klasse der Eisenbahnbesitzer, die gleichsam mit einem Satz in die Reihe der Großkapitalisten sich einzureihen wissen.

Von 1850 bis 1872 gab das Parlament nicht weniger als 155 504 994 Morgen des Staatslandes entweder unmittelbar an Eisenbahngesellschaften oder an die verschiedenen Staaten, damit diese es den Gesellschaften überließen. Wie hat man sich diese heute ganz unbegreifliche Spenderlaune des Kongresses und der Einzelstaaten zu erklären?

Die Siedlungsbegehrenden riefen laut nach dem befreienden, lebenspendenden Schienenweg, ohne den sie weder vordringen konnten noch rückwärts Anschluß an Markt und Kultur besaßen. Der Vorrat an öffentlichen Ländereien erschien uner schöpflich; warum sollte man also knausern bei den Landzuweisungen an Bahnunternehmer? Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß der Eisenbahnbau durch eine weitverzweigte Korruption der Parlamente eingeleitet wurde. Geld war viel mehr als Reden und Presse das durchschlagende Überredungsmittel¹, daß die Erbauer von Eisenbahnen als Wohltäter anzusehen seien und Volk und Parlament ihnen die öffentlichen Hilfsmittel zur Verfügung stellen mußten. Und nun taten sich Leute, die vielleicht kaum ihr Abendbrot bezahlen konnten, zusammen zum Zweck eines Bahnbaues. Mit der Zusicherung eines Bündels von Aktien, die sie auf Kredit von einem Drucker herstellen ließen, gewannen sie dann eine genügende Anzahl von Parlamentariern, für Gewährung von Privilegien, Geldunterstützungen und Land zu stimmen. Von da an war die Zukunft rosig. Ursprünglich hatte das Staatsland einen Umfang von 1815 504 147 Morgen gehabt; 1880 war mehr als die Hälfte weggegeben, 1896 waren bereits 806 532 362 Morgen abgetreten.

¹ Daß solche Dinge nicht nur früheren Zeiten angehören, geht aus einer Mitteilung der „Reichspost“ vom 17. August 1916, Nr. 380 hervor. Danach erging sich im Senate in Washington kürzlich der Senator Penrose in den heftigsten Anklagen. . . . Penrose führte 22 Beispiele an, wo wichtige diplomatische Posten mit vollkommen unfähigen Personen besetzt wurden. Diese hatten aber dem Wahlfonds Wilsons Beiträge bis zu 200 000 Mark beigesteuert. . . . Auf diese Weise erhielt der Wahlfonds für Wilson gegen 50 Millionen Dollars.

Ein Riesenvermögen, das sich aus dem Besitz und Betrieb von Eisenbahnen herleitet, ist das der Familie Vanderbilt. Ihr Vermögen wird heute auf 700 Millionen Dollars geschätzt. Die den Vanderbilts unmittelbar unterstehenden Eisenbahnlinien dehnen sich über 21 000 Meilen aus. Der Gründer dieser Säule des Reichthums, Kornelius Vanderbilt, wurde 1794 geboren. Sein Vater beförderte auf einem Boote von Staten Island Reisende von und nach Newyork. Ein einfacher, fleißiger Mann, lieferte er regelmäßig und gehorsam seiner Frau den Verdienst ab. Diese verwahrte jeden überflüssigen Pfennig in der Sparbüchse, einer alten Uhr. Mit zwölf Jahren kann ihr eigensinniger, unwissender Knabe kaum seinen Namen schreiben. Aus Büchern macht er sich nichts; die Genüsse des Lebens verschmäht er, seine Leidenschaft ist das Geld. Er verdient es zuerst, indem er Boote für den Küstenhandel baut. Dann läßt er sich als Kapitän auf einem Dampfer anheuern, und seine Frau macht in New-Brunsuick eine Kneipe auf. Er wird einer der bedeutendsten Reeder, hat schließlich 100 Schiffe zugleich unterwegs. Der Staat zahlt ihm Entschädigungssummen für die Postbeförderung, die hinreichend sind zum Bau der Schiffe. Im Bürgerkrieg beginnt Vanderbilt seine Laufbahn als Eisenbahneigentümer. Er war damals 69 Jahre alt. Die Unwissenheit seiner Jugend war nicht geschwunden; die einfachsten Wörter konnte er nicht richtig schreiben; seine Sprache war ein Gemisch von Dialekt und Rohheit. Man sagte von ihm, er könne heftiger, häufiger und mannigfaltiger fluchen als alle seine Zeitgenossen. Sein Ehrgeiz war, der reichste Mann der Vereinigten Staaten zu sein. Als er 100 Millionen Dollars beisammen hatte, konnte er sich Schmeichelei und scheinbare, wenn auch nicht wirkliche Achtung erkaufen. Er schenkt einem Geistlichen der presbyterianischen Kirche die Church of the Strangers und stiftet eine Million Dollars für die Gründung der Vanderbilt-Universität in Nashville, und man huldigt ihm als einem Wunder christlicher Mildthätigkeit und Freigebigkeit. Aber für gewöhnlich war er von unglaublicher Fälschigkeit; noch immer feilschte er um jeden Dollar; er trug denkbar einfache Kleidung, Juwelen gestattete er sich überhaupt nicht. Wenige Tage vor seinem Tode verordnete ihm sein Arzt Champagner zur Anregung. „Champagner kann ich nicht bewilligen“, rief Vanderbilt vorwurfsvollen Blicks; „Sodawasser wird's auch tun, denk' ich.“ Er starb 1877. Von seinen 105 Millionen Dollars erhielt sein ältester Sohn, William Vanderbilt, 90 Millionen.

Um diese Zeit beginnt die Bildung der Trusts. Rockefeller war auf den Gedanken gekommen, sich ein Monopol für die Produktion und den Verkauf von Petroleum zu verschaffen, das den Zwischenhändler ausschaltete. Damit war der Trust geboren, es waren die Anfänge der Standard-Oil-Company. William Vanderbilt wird Aktionär derselben und vermehrt mit einem Schlag seinen Reichtum um viele Millionen. Er umgibt sich nun mit verschwenderischer Pracht. Er baute einen Palast aus Granitquadern, der mit einem Luxus der Ausstattung überladen war, wie man es bisher in den Vereinigten Staaten noch nicht gesehen hatte. Sein Stolz war eine Gemäldegalerie. Er verstand zwar nichts von Kunst und machte sich im Grunde auch nichts daraus; aber es galt als vornehm, eine Gemäldesammlung zu haben. In der Regel war er mit dem Einkauf

seiner Agenten um so zufriedener, je größer die Bilber waren; für ihn wurde die Kunst nach Quadratmetern gemessen. Bis in seine letzten Tage war sein Sinn mit geschäftlichen Plänen ausgefüllt. Während einer Konferenz über Eisenbahnprojekte fiel er plötzlich vornüber vom Stuhl; der Schlag hatte ihn getroffen, er war sofort tot. Sein Vermögen ging nun auf mehrere Erben über.

Gleichzeitig mit Vanderbilt kam Jay Gould auf. Seine Vermögenserwerbungen sind so charakteristisch, daß man von einem „Gould-Typus“ spricht, zu dem auch Vanderbilt, Huntington, Hill und andere gehören, große, energische Kapitalisten, die mit einer Menge kleiner, wichtigtuender Fabrikanten einen Krieg führen. Mit guten oder schlechten Mitteln vernichten sie die kleinen Herren, reißen ihre Besitzungen an sich, vereinigen sie zu großen Systemen und herrschen unumschränkt auf einem besondern Gebiete.

Auch Jay Gould wird seiner Millionen nicht froh. Ein verdrückliches, abgemagertes Männchen, wird er in seinen letzten Lebensjahren von Schlaflosigkeit und einem schweren Magenleiden gequält. In den langen, dunkeln Nächten schreitet er an dem Häuserblock, der seinem Hause in Newyork gegenüberliegt, auf und ab und bemüht sich vergebens, Körper und Geist bis zu einer den Schlaf erzwingenden Erschöpfung zu ermüden. 1892 starb er. Eine pompöse Prozession von Geldfürsten, deren Lebensweg und Stellung seinem eigenen glichen, beteiligte sich an seinem Begräbnis mit passendem Gesichtsausdruck ohne innere Trauer. Goulds Leiche ruht in einem klassischen Mausoleum, das 110 000 Dollars gekostet hat. Die Besitzungen und der Reichtum der Familie Gould nahmen noch eine Zeitlang bedeutend zu, ihre Eroberungen wurden weiter ausgedehnt. Dann aber beginnt der industrielle Entwicklungsprozeß, der den Niedergang des Gould-Typus ankündigt. Die alles durchbringende Macht, die das bewirkt, ist der industrielle Absolutismus, der die ausschließliche Beherrschung der nationalen Hilfsquellen sich zum Ziele setzt und verkörpert ist in der Standard-Oil-Company, an deren Spitze die Rockefellers stehen. Eisenbahnen, Banken, Bergwerke, gemeinnützige Einrichtungen, Industrien und Wertpapiere aller Art hat sie an sich gebracht. Die Truſtperiode beginnt, die den Höhepunkt kapitalistischer Einrichtungen bezeichnet.

An der Organisation der Truſte hat ein Mann so reichen Anteil, daß der Ausdruck „Organisation der Industrie“ sich wie ein Schreckensruf überallhin verbreitete; dieser Mann ist Pierpont Morgan, einer der hervorragenden Geldfürsten neuester Zeit. Sein Leben zeigt einmal eine Abwechslung in der fast unveränderlichen Folge von Ähnlichkeit der Multimillionäre. Pierpont Morgan ist nicht ganz ein Selfmademan, sein Vater schon war Millionär. Niemals ist ferner Pierpont abfälligen Bemerkungen über „anrüchigen Reichtum“ unterworfen gewesen; sein Lob ist vielmehr mit fast schwülstiger Übertreibung gesungen worden. Er war „der mächtige Patriot und Bürger“, „der große Finanzmann“, „der edle Philanthrop“, „der wunderbare Führer der Industrie“, „der Beschützer des sozialen Gebäudes“, „der Freund von Königen“ und — der Gipfel der Verehrung — „Morgan der Glänzende“. In der Tat, was besitzt, was beherrscht er nicht! Banken und Eisenbahnen, Industrieanlagen

und Gruben, Ländereien, gemeinnützige Einrichtungen, Dampfschiffe, Verlagsanstalten und Zeitungen, das alles ist ganz oder zum Teil sein Eigentum. Mit dem Verkauf von 5000 unbrauchbaren Flinten, die er durch einen Mittelsmann für $3\frac{1}{2}$ Dollars das Stück ankauft und dem Befehlshaber der Armee im Bürgerkrieg für 22 Dollars das Stück verkauft, beginnt er seine Laufbahn und schreitet erfolgreich weiter, bis zuletzt der Morgan-Konzern 22 Milliarden Dollars beherrschte. Er wird tatsächlich zu einem alles überragenden Herrscher des Landes.

Morgan selbst lebte in einem glänzenden Herrenhause in Newyork und baute an dieses eine schöne marmorne Kunstgalerie an, die voll der kostbarsten Kunstwerke ist. Er zeigte eine Leidenschaft für die Literatur, und seine Bibliothek ist sehr ausgedehnt. Als Patron und Direktor des Metropolitan-Opern-Hauses durfte er es wagen, die erste Aufführung der Oper „Salome“ zu unterbrechen. Geld, Größe, Ansehen, Macht — alles gehörte ihm.

Ist noch eine Steigerung möglich? Ja! der Name Andrew Carnegie besagt noch mehr. Es gehörte nach und nach in Amerika zur Mode und war die allgemeine Erwartung, daß ein Multimillionär entweder bei Lebzeiten oder leghwillig große Summen verteilen müsse. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah man aber in der Stiftung von einer Million Dollars oder einem Bruchteil davon eine fürstliche Gabe. Andrew Carnegie stellt alles Bisherige in Schatten, er gewinnt den Beifall der ganzen Welt. John Jakob Astor und Cornelius Vanderbilt gaben Hunderttausende, J. Pierpont Morgan Millionen, Carnegie aber hat weit über 150 Millionen Dollars für öffentliche Zwecke gestiftet. Andere haben ihre Freigebigkeit auf die Vereinigten Staaten beschränkt; ihr Ruf ist an die heimischen Grenzpfähle gebunden; Carnegie aber ist der große internationale Stifter: in ganz Amerika und Europa bezeugen Gebäude und Einrichtungen, die seinen Namen tragen, den weiten Kreis, den seine Freigebigkeit sich gesteckt hat. Einem Pensionsfonds für die Arbeiter der Carnegie-Werke gab er 5 Millionen Dollars. Besonders freigebig ist er gegen die Einrichtungen, welche die öffentliche Meinung beeinflussen und beherrschen. An kleine Universitäten in den Vereinigten Staaten gab er 18 Millionen Dollars. Mit 15 Millionen gründete er einen Pensionsfonds für Universitätsprofessoren. Zur Gründung des Carnegie-Instituts in Washington gab er 10 Millionen und für das Carnegie-Institut in Pittsburg 16 Millionen Dollars. Zehn weitere Millionen gab er zur Gründung des „Heldensfonds“, der diejenigen belohnen soll, die zur Rettung menschlichen Lebens Heldentaten vollbringen. Die schottischen Universitäten erhielten 10 Millionen, dem Haager Friedenspalast gab er $1\frac{1}{4}$ Millionen. Damit ist die Liste seiner Schenkungen keineswegs erschöpft. Seine letzte bestand in einem Fonds, aus dem die Expräsidenten der Vereinigten Staaten oder ihre Witwen 25 000 Dollars jährlich bekommen sollen — „eine außerordentlich weise Schenkung, die ihren Zweck gewiß nicht verfehlen wird“.

Carnegie selbst sitzt auf seinem Schlosse in Skibo in Schottland, einem prächtigen Gut von mehr als 35 000 Morgen, mit Gärten, schmucken Terrassen,

Grotten, Raubwäldern, Forellenbächen und Bergen und redet von Frieden und Wohlfühlen. Kein gemeiner Anblick, kein unangenehmes Geräusch stört den Herrn von Skibo, den ein bezahlter Dudelsackpfeifer, der unter seinem Fenster die lieblichsten Weisen spielt, des Morgens weckt. Wie Myers über ihn denkt, drückt folgende Stelle seines Buches bezeichnend aus: „Auch in seinem herrlichen Palast in Newyork kann Carnegie so zierlichen Unsinn sich entleeren lassen wie jene Predigt am amerikanischen Dankfesttag, am 29. November 1912, wo er (zum Gedrucktwerden) sich also vernehmen ließ: „Diese Erde wird von Tag zu Tag himmlischer — so viel gute Männer und Frauen kenne ich, die für andere wirken.“

Myers, der mit allen dunkeln Seiten des amerikanischen öffentlichen Lebens vertraute Sozialist, verleugnet den Parteimann in seinem Werke nicht, und zu Unrecht würde man auf Grund seiner Darstellungen sich die Überzeugung rauben lassen, daß es auch eine durchaus ehrenhafte und ehrliche Art der Erwerbung großen, ja größten Reichtums geben kann und gibt. Dennoch bleibt das Buch eine Fundgrube für unzweifelhaft feststehende Tatsachen. Das nicht beneidenswerte Lebensende aber so vieler Männer des Reichtums, die an unserem Blicke vorübergezogen sind, ist eine neue Erhärtung der alten christlichen Mahnung, daß der Reichtum allein das innere Glück des Menschen nicht begründen kann. Sind die Schätze erworben jenseits der christlichen Grundzüge von Recht, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, so passen auf das Ende die Worte göttlicher Ironie: Stulte — du Tor! noch in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und was du gesammelt hast, wessen wird es sein?

Insofern aber die Beleuchtung und Vertiefung der Tatsachen nach Myers' Darstellung den Ausdruck weitverbreiteter Stimmungen der Farmer, Kleinbürger und Arbeiter wiedergibt, möchte man das Buch ein bedrohliches Sturmzeichen nennen.

Alfred Göfel S. J.

Bettina Ringsseis.

In Tuzing am Starnbergersee starb im hohen Alter von 83 Jahren Fräulein Bettina Ringsseis. Sie war die letzte aus einer hochangesehenen Familie, die einst im literarischen und gesellschaftlichen Leben Münchens eine bedeutende Rolle spielte. Der Name ihres Vaters, Geheimrat Dr. Nepomuk v. Ringsseis, ist mit der Geschichte vom Aufblühen der bayerischen Hauptstadt unter König Ludwig I. aufs innigste verknüpft. Auch die Mutter, Friederike v. Ringsseis geb. v. Hartmann, genoss Jahrzehnte hindurch als eifrige Förderin literarischer und künstlerischer Bestrebungen und auch als originelle Märchendichterin ein wohlverdientes Ansehen. Vor allen aber übte die berühmte Schwester der Verstorbenen, Emilie, bis zu ihrem Tode (1895) einen bestimmenden Einfluß auf Bettina aus, der indes dem ausgesprochen individuellen Charakter des jüngeren Schwesterchens keinerlei Eintrag tat. Bettina, geboren den 16. Juli 1833, hat selbst bei jeder Gelegenheit ihrer hingebenden Verehrung und „schwesterlichen Verliebtheit“ gegenüber der zwei Jahre älteren geistesstarken Emilie rückhaltlosen Ausdruck gegeben. Bewundernd und ohne Spur von einem an sich verständlichen